

ZEUGENSCHRIFTUM

Name:	ZS Nr.	Bd	Vermerk:
<u>Lemmer</u> , Klaus	3127	I	

katalogisiert Seite: 1 - 4	Personen:
Sachkatalog:	Lemmer, Klaus
Zusammenbruch IV - 8. Berlin	

katalogisiert Seite:	Personen:
Sachkatalog:	

katalogisiert Seite:	Personen:
Sachkatalog:	

katalogisiert Seite:	Personen:
Sachkatalog:	

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 6/23/80	Best. ZS 3/29
Rep.	Kot. 585

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

00001

# „Frontstadt Berlin“ / Von Klaus Lemmer

## Die letzten Tage der „Reichshauptstadt“

Es war in jenen Tagen des April 1945, als die Rote Armee vor den Toren Berlins stand und das Feuer ihrer Geschütze bereits den Alexanderplatz erreichte. Ich hatte Urlaub, Genesungsurlaub nach langer Lazarettzeit. Eine Woche noch. — Aber bringen da nicht am Abend des 20. April — „Führer schurtzig“ — an allen Zäunen und Mauern die Plakate mit dem Befehl des Stadtkommandanten, jeder Urlauber habe sich in Spandau zu melden?

Ach, ich bleibe einfach zu Hause. Niemanden geht das etwas an. Aber nein, so einfach ist es nicht. Kann ich meinen Eltern und den Nachbarn zumuten, mich verborgen zu halten, vielleicht auf Wochen? Kann ich meine Kameraden, mit denen ich jahrelang Gefahren, Dreck und Wunden geteilt habe, so ruhig im Stich lassen?

Am 22. April sollte ich mich los. Es ist Sonntag. Die S-Bahn fährt noch. In Nikolassau muß ich umsteigen. Ein erstaunliches Bild: „Goldfasane“ — mit Gewehr! So viel Braun und Gold sah man lange nicht. Was sie nur mit der Waffe wollen! Und dazu eine Masse Gepäck. In Westkreuz viele Flüchtlinge die über Spandau und Nauen in Richtung Elbe wollen. Eine Kompanie Plakheifer, „Vierzehn- und Fünfzeihnjährige. Sie scheinen irgendwo fluchtartig aufgebrochen zu sein. Manche sind nur halb angezogen.

Spandau. Ich gehe die Klosterstraße entlang. Eine Panzersperre nach der anderen. Ein Lautsprecherwagen mit drohender Marschmusik. „Der Panzerhor“, die letzte nationalsozialistische Zeitung, wird verteilt.

In der Seesack-Kaserne herrscht eitel Freude über jeden, der kommt. Und es kommen viele. In einer großen Halle werden immer neue Schutzkompanien zusammengestellt. Gewehre, Verpflegung, Munition. Panzerfäuste. Der Heufen rückt ab zum Bahnhof.

Ich habe es nicht so eilig. Da ich an einer ganzen Reihe von Waffen und Geräten ausgebildet bin, will ich mir wenigstens das Beste aussuchen. Jetzt werden Nachzuchtanleute gesucht. Das wäre eigentlich nicht dumm. Doch schließlich gehe ich als Grenadier weiter. Am Abend sind Hunderte Mann übrig. „Nein, wir sind nur am Werfer ausgebildet. Panzerfaust kennen wir nicht.“

### Die planmäßigen Gerüchte der „Führung“

Bis zum 26. April sitzen wir in Spandau. Man hat uns offenbar vergessen. Sonst sind hier nur noch Genesungs-Kompanien. Jeden Tag werden Halbgesunde ausgespielt und den Russen entgegen geschickt. Der Heideberg wird stark besetzt. Von der „Führung“ gelangen planmäßig Gerüchte in Umlauf. Jeden Tag etwas mehr. Am Mittwoch ist es bereits so weit, daß Eisenhower in Berlin eingetroffen sei und mit dem „Führer“ Besprechungen habe wegen eines gemeinsamen Vorgehens gegen die Sowjetunion. Gleichzeitig liegt das ganze Kasernen-Gelände unter Artillerie-Feuer.

Am Donnerstagvormittag dringt ein russischer Stoßtrupp an der Westecke in die Außengebäude ein. Er wird noch einmal zurückgeworfen, aber alles Weitere ist sinnlos. Die Rote Armee ist von Westen bereits entlang der Heerstraße und der Bahnlinie über die Havel vorgerückt. Wir sind uns einig: wir wollen hier warten und uns gefangen nehmen lassen.

Aber von wem stammt doch das Wort: „Auf fremden Weiden folgen wir alle dem Herdentrieb“? Eine Herde von tausend Landsturm ohne Waffen wandert durch Brudestraße und Weidenbergstraße zur Schulenburgstraße. Als Ziel gibt die Berliner Stadtkommandantur die Jehonidestraße an.

Wir sind fünf Mann und wollen, solange es geht, zusammenhalten. Als wir bei einem Tiefliegerangriff für kurze Zeit in einen Hausgang treten, kommt ein Sturke von höchstens zwölf Jahren mit einer langen Flinte und fragt uns nach einem Bataillons-Gefechtsstand. Ein alter Mann brummt: „Es wäre besser, wenn du nach deiner Mutter suchst.“ Auf der Charlottenburger Chaussee müssen wir uns ab und zu in den Rinnstein legen. Davor sind Flugzeuge am Himmel natürlich keine. Am Bahnhof Ruhleben treffen

kommandantur zum Bahnhof Zoo verlegt ist. Die Straße wird merklich leerer. In die Gegend am Knie legen die Russen periodische Feuerüberfälle. Wir ziehen uns in das Haus der Frankonia-Versicherung zurück. Rasch wird es dunkel. Vor der Hardenbergstraße eine gewaltige Panzersperre. Nur ein schmaler Durchlaß in der Mitte.

Es ist bei dem Feuer kein Durchkommen. Mit Hilfe eines Kerzenstumpfs finden wir den Weg in einen ausgebauten Keller. Zivilisten sitzen hier, die über das feindliche Zuwachs nicht erfreut sind. Wir ziehen uns in ein Nebengeläß zurück, das mit Aktenregalen vollgestellt ist. Nach einem kurzen Abendbrot bemerken wir, daß der Raum für uns fünf gerade ausreicht, wenn wir uns halb aufeinander und halb in die Aktenregale legen. Wir wollen es uns noch einmal bequem machen, ziehen Stiefel und Jacken aus, rollen unsere Decken auseinander. Da wird die Tür aufgerissen. Blendlampen flammen auf. Eine Heeresstreife. Wir müssen hier räumen und sollen versuchen, im Schiller-Theater Unterkunft zu finden. Wir packen knurrend zusammen und verlassen die Aktenstraße. Die Zivilisten sind glücklich über unseren Abzug und lassen uns sehr verbindliches „Gott sei Dank“ hören.

### Die Reste eines Heeres

Im Schiller-Theater ist alles voll mit Verwundeten. Wir machen einen Rundgang und sind dann froh, draußen wieder in der kalten Nachtluft zu stehen. Das Schießen hat nachgelassen, es ist fast still. Wir biegen in die Hardenbergstraße ein. Vor den Räumen, in denen höhere Stäbe liegen, stehen meist Posten, die uns zurückweisen. Weiter in die Passagenstraße. Auch hier das gleiche Bild. In den Kellern der Mietshäuser sitzt die Bevölkerung dicht aneinandergedrängt.

Dann entdecken wir, daß im „Delphi“ eine Wehrmachtunterkunft eingerichtet ist. Zwar nicht im Keller, aber in dem großen Saal gibt es richtige Betten mit Strohsäcken, wenn auch dreifachig. Bald liegen wir wasserrecht und hören nicht mehr die Einschläge der Sturmgewehre, merken nicht mehr den Brandgeruch, der durch die zerbrochenen Scheiben zieht.

Im Morgengrauen nimmt das Feuer zu. Es erglht und dröhnt. Aufheulende Motoren der Jagdflieger. Wir ziehen uns eine Etage tiefer in die Küche. Hier ist es auch nicht gemütlicher. Rings vor den Fenstern springen die Einschläge.

Wir wollen nun doch versuchen, zur Kommandantur vorzudringen. Ueber einen Hinterhof gelangen wir in das Theater des Westens, von da auf die Kantstraße. Sonnenstrahlen schimmern durch das Staubgewölk. Unter der S-Bahnbrücke und in der Joachimsthaler Straße stehen in langen Reihen Fahrzeuge aller Art, vom schweren Panzer bis zum Volkswagen. Ebenso unter der Brücke am Bahnhof Zoo: Lkws, Pkws, Geschütze, Wurfrahmen-Batterien, Nebelwerfer, Panzer, Sturmgeschütze, Selbstfahrlafetten, Trosse, Stäbe, Küchen, Krankenwagen, die Reste eines ganzen Heeres ohne Sprit und ohne Munition.

Die Feldgendarmarie-Polizei fragen wir nach der Stadtkommandantur. Keiner weiß etwas. Sie soll im U-Bahnhof gewesen sein, jetzt soll sie sich nach Westen abgesetzt haben.

Das feindliche Feuer schwillt zu unheimlicher Stärke an. Mit aufheulenden Motoren stürzen sich die Tieflieger auf uns herab. Bordwaffen rattern, gelend spritzen die Einschläge, stehen Querschläger über unbeschränkten Balken. Wir haben in den Wilhelmshallen Schutz gesucht und pressen uns stumm an die Steine. Mauerlöcher und Splitter schüren Dinge auf den Boden. Der Donner der Bomben und Granaten erschüttert die Luft. Aber mit einem Schlag wird es ruhiger. Wir schauen auf, sehen uns an und klappen wortlos den Kopf zum Stein von den Klauern.

Zwischen uns und der Kantstraße, fast die Fahrzeuge stehen. Leichen liegen verstreut dazwischen. Wir gehen in die Passagenstraße und stellen uns im Eingang zum S-Bahnhof unter. Der Durchbruch ist uns in der Kantstraße gelungen und wir sind das Haus vom Br-

üllerte-Granaten erbebt, halten wir ein ausgebligtes Mehl, bevor auch unser Proviant zu Ende geht.

Den Rest des Tages bleiben wir dort, zuletzt im Keller. Hier steigt inzwischen das Grundwasser, da die Pumpen nicht mehr arbeiten. Der Pagenraum ist noch trocken. Er reicht gerade für uns fünf. In der Nacht ist in den Gängen ein dauerndes Kommen und Gehen, Rufen und Flüstern. Wir schlafen aber doch ganz gut, zumal draußen das schwere Feuer wieder nachgelassen hat. Nur das Rattern der Maschinengewehre klingt aus nächster Nähe.

### Das große Umziehen

Am Morgen liegen in den Kellerräumen überall braune Uniformteile und goldene Tressen. Ein SA-Dolch trägt die Inschrift: „Alles für Deutschland“. Ein Stab der Waffen-SS ist in den Keller eingezogen und hat seinen Gefechtsstand aufgeschlagen. Sie verbreiten die unangenehmsten Gerüchte über die „Armee Wehr“.

Nach einem neuen Tiefliegerangriff liegt ein verendetes Pferd auf der Straße. Von allen Seiten eilen Zivilisten mit Eimern und langen Messern herbei und reißen das dampfende Fleisch auseinander. Vom Hotelpersonal sind noch einige Frauen da, die sich ebenfalls versorgen. Bald kommt aus der Küche ein sauberes Duft gezogen.

Zwei unserer Kameraden verlassen uns. Sie wollen nach Schöneberg, weil sie sich einbilden, dort seien die Verhältnisse besser. Zu dritt kehren wir in den Keller zurück, wo sich dann noch zwei andere Landsler einfinden. Die Kommandantur soll im Landwehrkasino untergebracht sein. Es sei Pflicht jedes Wehrmachtangehörigen, sich dort zu melden. Wir haben Betürchtigungen, daß uns noch eine Strafe ausheben könne. Man hört von erhängten Deserturen in den Straßen Berlins.

In der Nacht klingt das MG-F Feuer wieder so nahe, daß wir die Russen stündlich erwarten. Der Hoteldirektor bietet uns die betriebl. Livreen der Fahrstuhlführer und Hausdiener an. Es ist eine schwierige Entscheidung. Wir glauben aber, daß man bei Gefangennahme als regulärer Soldat mit Soldbuch besser daran ist, denn als zweistufiger Zivilist in Phantasiuniform ohne Ausweis.

Als sich am nächsten Morgen immer noch kein Russen blicken läßt, entschließen wir uns doch zur Meldung bei der Kommandantur. Wir gehen die Passagenstraße nordwärts. An der Ecke Hardenbergstraße hat sich der Volksturm zur Verteidigung eingerichtet. Genäuses weiß kein Mensch. Vielleicht ist der Gagner noch in Mosbit, vielleicht schon hinter dem nächsten Haus.

### Flucht in die Baukompanie

Im Landwehrkasino am Bahnhof Zoo herrscht Hochbetrieb. Vom Pimper bis zum ergrauten Volksturmmann findet sich hier alles ein, was noch eine Waffe tragen kann oder soll. Wir trennen uns in solchen Fällen ist es besser, jeder sorgt für sich selbst. Es handelt sich darum, Verpflegung zu erhalten, ohne gleichzeitig in eine Einsatzkompanie gesteckt zu werden. Das ist nicht so einfach, und nach einigen Stunden habe ich das Pech, zu solch einer frisch aufgestellten Kompanie zu gehören. Bald habe ich meine Verpflegung, aber auch ein Gewehr und Munition. Ich stelle das Gewehr in eine Ecke, die Patronentaschen in die nächste und verdrücke mich in eine andere Etage. Hier finde ich endlich das Richtige: eine Bankkompanie. Leider komme ich schon zu spät, die Listen sind bereits voll. Ich schmusse mich trotzdem zwischen die Reihen und habe Glück. Als noch einmal abgehakt wird, stimmt wunderbarerweise die Zahl. Daherbrat, Knäckebrot, Pumpernickel, Butter, Büchsenfleisch, Kaffee gibt es nur stünge Schluck. Gegen Mittag rücken wir ab. Der Kompanieführer, ein Stabsinstand, hilft es für notwendig, vorher einige Worte zu sprechen. Er glaubt anscheinend, wir führen uns hinter den Kameraden, die mit der Waffe kämpfen, zurückgesetzt. Unser Einsatz, sagt er, sei für den Sieg genau so wichtig, auch diese Arbeit schändet nicht. Das hatten wir auch nicht angenommen.

Wir stehen im Tiergarten, sollen wir einen Platz haben. Unser Weg führt an den Elektrizitätswerken am Zoo vorbei. Hier wird lieberhart gearbeitet. Schutzanlagen werden ausgehoben, Mülltonnen und Lebnsmittel hineingeschleppt. Am Gasterwerb halten wir uns möglichst dicht an der roten Mauer des Zoo. An einer Stelle prallt ein Stapel Benzinläser. Ab und zu, wenn das Feuer ein wenig abgeklunget, schließt eine gewaltige

## John Maynard Keynes

### Zum Tode des englischen Nationalökonom

Erst 62 Jahre alt, ist Lord Keynes of Tilton, Mitglied des britischen Oberhauses, zwischen den beiden Kriegen auf dem Kontinent als führender Nationalökonom bekannt, am Ostersonntag plötzlich verstorben. Damit verliert Großbritannien eine Persönlichkeit, die bei den großen Aufgaben der Nachkriegszeit nicht so leicht zu ersetzen sein wird, obwohl die Lebensarbeit des Verstorbenen im ganzen letzten Jahrzehnt immer mehr den öffentlichen Problemen seines Landes gewidmet hatte. „Keynes' größte Leistung ist wohl seine Vielseitigkeit“; unter diesem Vorzeichen wurde (im „Tagespiegel“ vom 20. Dezember v. J.) aus Anlaß des Beginns der britisch-amerikanischen Verhandlungen um die große Anleihe von 4,4 Milliarden \$ der Weg des Verständnisses für sein umfangreiches Wirken geschildert. Keynes war Gelehrter und Wissenschaftler, aber er war auch ein Wirtschaftspraktiker von hohem Rang, und schließlich als führender Ratgeber in Wirtschafts- und Finanzfragen seine ganze Arbeitskraft dem Staate zu widmen, dem er in jungen Jahren als Beamter im Indian Office vorübergehend nützlich war. Wollte man dieses Vielseitigkeit in einem Nachruf gerecht werden, so würde es kaum gelingen, auch nur eine Seite seiner Tätigkeit ausreißend zu würdigen. Erst in den letzten Jahren ist der Versuch unternommen worden, den Zusammenhang zwischen dem Wirtschafts- und Währungs-theorien Keynes' mit dem philosophischen Denken des Gegenwart darzustellen.

Hier mag es aber wichtiger sein, auf die seinem Vaterland unmittelbar wertvollen und anspruchsvollen Leistungen hinzuweisen, die besonders während der letzten fünf Jahre schrittweise eine breite wirtschaftliche und finanzielle Grundlage zur Meisterung schwer unübersehbarer Weltwirtschaftsprobleme vorbereitet haben. Dabei zeigte es sich, daß er Gelehrter und Praktiker in einer entscheidenden und entschlossenen Form war: der Student und der Währungsgelehrter wurden von den geldtheoretischen Abstraktionen ebenso gelöst und in sinnvolle Bezirke des Denkens geführt, wie er auch den Finanzmann und die Wirtschaft, mit denen er als der offizielle Sachverständige der britischen Regierung Besprechungen führen mußte, von seinen überragenden Fähigkeiten in der Verhandlungsmuster zu überzeugen vermochte. Ein gelegentlicher Blick hinter die Kulissen der Anleiheverhandlungen in Washington ließ ihnen, mit welcher Hartnäckigkeit aber auch ständiger Anpassungsfähigkeit Keynes den britischen Standpunkt verteidigte, um ihn mit den oft stark abweichenden Wünschen und Vorstellungen des amerikanischen Partners in Uebereinstimmung zu bringen. Dieses letzte Vertragswerk, das den Stempel Keynes' trägt und gerade in diesen Wochen den Weg der parlamentarischen Verankerung in Washington durchläuft, ist nicht nur hinsichtlich der Kreditgrößen, um die es dabei geht, sondern auch der Komplexität der handelspolitischen und währungsrechtlichen Probleme, eine zwischenstaatliche Konstruktion beispielloser Art, ein Stück weltwirtschaftlicher Organisation.

Keynes wurde belästigt um „brochene Banleitungen, Großbritannien bis zur Normalisierung des Außenhandels eine Atempause zu verschaffen, bis zum äußersten beansprucht. Diese seine letzte große Aufgabe konnte als die Krönung seines Lebens bezeichnet werden, wenn man nicht in Erinnerung an seine richtungweisenden Schriften nach dem ersten Weltkrieg (Die wirtschaftlichen Folgen des Krieges und des Friedens) nicht wüßte, wie sehr Keynes jetzt noch für jene Erörterungen benötigt werden würde, die sich über die britisch-amerikanischen Fragen der Zusammenarbeit hinaus auf die Gesamtlösung der Weltwirtschaft beziehen. Sicher hat es Keynes in den letzten Jahren als schmerzlich empfunden, durch die Verhandlungen mit dem Vereinigten Staate, die im weiteren Sinne allerdings der ganzen Welt dienen, allzu stark gebunden zu sein, um sich mit seinen Ideenreichtum auch wissenschaftlich den neu entstandenen Fragen der Weltwirtschaft zu widmen.

Keynes hat in gewisser Hinsicht den „dritten Weg“ in der Nationalökonomie, wie ihn Prof. Rooker in Genf für möglich oder gar für allein gangbar hält, um die Welt vor wirtschaftlichen Katastrophen zu bewahren, schon in seinem ersten Buchen nach 1919 angedeutet, wenn er

Hänge von lebendigen Menschen ummauert werden durch Erdbebenstraße und Weidenstraße zur Schützenburgstraße. Als Ziel gilt die Berliner Stadtkommandantur in der Jochenstraße.

Wir sind fünf Mann und wollen, solange es geht, zusammenhalten. Als wir bei einem Tieffliegerangriff für kurze Zeit in einem Hauseingang irren, kommt ein Störche von höchstens zwölf Jahren mit einem jungen Fledermaus und fragt uns nach einem Bataillons-Gelechtsstand. Ein alter Mann brummt: „Es wäre besser, wenn du nach deiner Mutter suchtest.“ Auf der Charlottenburger Chaussee müssen wir uns ab und zu in den Knippen legen. Davor sind Flugzeuge am Himmel, natürlich keine deutschen. Am U-Bahn-Hof Ruhleben treten wir unter das Vordach. Artillerie-Einschläge auf der Straße und in den Bäumen. Der letzte Bahnbeamte erklärt uns die Russen saßen bereits auf den Türmen und Schornsteinen des Kraftwerkes und könnten uns genau einsehen. Auf der anderen Seite sollen sie ins Reichssportfeld eingeschickt sein. Das ist unangenehm. Wir springen über die Straßenbahnschienen auf die andere Seite, wo wir am Zaun der Schrebergärten, einen halben Meter tiefer als das Straßenniveau, weiterrennen. Einschläge krachen auf der Straße. Unter der Eisenbahnbrücke liegen hilflos und hoffnungslos Verwundete. Eine Hecke schützt uns gegen Sicht vom Kraftwerk her. Jede Lücke nehmen wir im Laufschritt. Dann kommt die Mauer des Spandauer Wohnhauses und der Kahlbaum-Brauerei. Unter den Kastanien vor dem Schlosspark Ruhwald sieht es aus wie in einem Landknechtstälger.

Einen Augenblick verschauen wir. Der Schwefel rint uns von der Stirn. Wir öffnen den Rockkragen, krameln die Aermel hoch. Über das rote Gelände des Golf- und Landklubs steht man bis zu den Siemenswerken hinüber.

Auf dem Spandauer Berg toht schweres Artilleriefeuer. Wir versuchen, die Stelle zu umgehen und blicken hinter dem Gebäude der Wasserwerke in eine Nebenstraße ein. Ein Haufen Landsr und einige Mädchen in Feuerwehrausrüstung mit großen Helmen schließen sich uns an. Die Villen an den Straßen liegen in Trümmern.

Unter den Büschen am Brantzer Platz ist ein höherer Stab aufgezogen. Elegante Limousinen, Funkwagen, leichte Panzer und eine Küche. Ob wir auch etwas bekommen könnten? Nein, ausgeschlossen. Wir tauschen mit den Offizieren Meldungen und Gerüchte aus, der Name Wenck spielt eine große Rolle.

Unwertig stehen wir auf der Ost-West-Achse. Vor uns der Funkturm. Im Geleise sehen wir schon die fremde Fahne dort oben. Auf dem Kaiserdamm rasen Fahrzeuge in beiden Richtungen. Wie ein Strom wälzt sich die Masse der Landsr nach der Stadt zu. Wägen sieht man kaum. Die Wägen kommen aus einer getrennten Gruppe entgegen, die mit Panzerfahrzeugen und MGs in den letzten Verzweiflungskampf zieht.

An den Häusern hängen Aufreife und Befehle des „Führers“ oder des „Verteidigungskommissars“ Goebbels, die jedem, der von Uebergabe spricht, den Tod verkünden. Behindert Entsatz wird versprochen. An der Brücke über die Eisenbahn sind Sprengkommandos beschäftigt. Aus einem Hydranten sprudelt Wasser, eine scharf Soldaten und Zivilisten bemüht sich darum. Plakate gehen Verhaltungsmaßregeln zum Gebrauch von Flug- und Grundwasser. „Der Panzerbau“ wird verteilt. Man liest von verschiedenen Bataillons in Berlin. Frauen haben mit der Waffe in der Hand Heldentaten vollbracht. Das OKW berichtet von der Armee Wenck, die, ohne Rücksicht auf die Folgen ihrer Kehrtwendung im Westen, sich Berlin in Eilmärschen nähert. Mit bewundernswürdigem Aufwand an logischer Kraft steht an einer Mauer: „Wenn wir auch zurück müssen, wir stehen!“

**Der Panzer auf dem Sophie-Charlotte-Platz**

Auf dem Sophie-Charlotte-Platz ist ein Panzer eingekerkert. Soll er die Rote Armee aufhalten? Wir fünf sind noch zusammen und marschieren auf der Bismarckstraße weiter. Dichter Qualm aus Rauch und Mortarschub lastet über allem. Der Gegner beginnt, sich auf diese wichtige Verkehrsachse einzuschließen.

Am Deutschen Opernhaus erfahren wir, daß die Stadt-

flieger auf uns herab. Bordwachen rattern, pelende spritzen die Einschläge, zinnen Querschläger ihre unberechenbaren Bahnen. Wir haben in den Wägen keinen Schutz gesucht und presen uns stierend an die Steine. Mörserbrücken und Spindler schlingen rings auf den Boden. Der Donner der Bomben und Granaten erschüttert die Luft. Aber mit einem Schlag wird es ruhiger. Wir stehen auf, sehen uns an und klopfen, wütend den argsten Staub von den Kleidern.

Ziellos gehen wir zurück in die Kerkstraße. Fast alle Fahrzeuge brennen. Leichen liegen verstreut darzwischen. Wir gehen in die Fasanenstraße und stellen uns im Eingang zum Savoy-Hotel unter. Der Druck löst uns in das Frühstückszimmer, und während das Haus vom Einschlag der Stalinalorgeln, der Bomben und schweren Ar-

ten Stalinalorgeln, hat es für notwendig, vorher einige Worte zu sprechen. Er glaubt anschließend, wir hätten uns hinter den Kameraden, die mit der Waffe kämpfen, zurückgezogen. Unser Einsatz, sagt er, sei für den Sieg genau so wichtig, auch diese Arbeit schändet nicht. Das hätten wir auch nicht angenommen.

Wir stöhnen im Tiergarten sollen wir einen Flugplatz bauen. Unser Weg führt an den Plakatschirm am Zoo vorbei. Hier wird lebhaft gearbeitet. Schutzgräben werden ausgehoben, Mündung und Lebensmittel hinfestgeschleppt. Am Gasterden halten wir uns möglichst dicht an der roten Mauer des Zoo. An einer Stelle brennt ein Stängel Bananiens. Ab und zu, wenn das Feuer ein neues Fad erzeitt, schießt eine gewaltige Stichtflamme empor. (Schluß folgt)

**Verhandlungen um Indiens Verfassung**

**Eine Einigungsformel zwischen Kongresspartei und Moslemliga**

(DDP) Mit der zweistündigen Besprechung des Führers der Moslemliga, Mohammed Ali Jinnah, bei der britische Kabinettkommission hat anfangs der vorigen Woche der zweite Abschnitt der Verhandlungen um die neue indische Verfassung begonnen. Der britische Indienminister Lord Patrick Lawrence sagte hierzu: „Die jetzt beginnenden Besprechungen sollen den Mechanismus in Gang bringen, der die Indier in die Lage versetzt, die Übergangsformen zur vollen staatlichen Unabhängigkeit selbst festzulegen.“

Nach der letzten Erklärung des Moslemführers Ali Jinnah scheint in der Pakistanfrage kein Kompromiß möglich zu sein, da die Moslems sich nicht als Minderheit unter einer „imperialistischen Hinduregierung“ begeben wollen. Ali Jinnah erklärte dabei wörtlich: „Wir werden nicht zögern, für Pakistan zu kämpfen und zu sterben.“ Die Pakistanforderung, sagte ferner der Sekretär der Moslemliga, gründe sich nicht nur auf die Sorge vor der Hindu-majorität in der Zentralregierung, sondern sei das dringende Gebot einer nationalen Gemeinschaft, ihr Leben nach ihren eigenen Idealen und nach ihrer besonderen Kultur zu gestalten. Der Sekretär Nawabzada Liaquat Ali Khan fügte hinzu, ohne eigene Landeshoheit zu der die staatliche Leitung aller Staatsgeschäfte gehöre, sei ein solches Staatsleben undenkbar, und die schönen Worte in den Erklärungen des Präsidenten der Kongresspartei könnten die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß in einer Zentralregierung, wie sie von der Kongresspartei vorgeschlagen werde, die beherrschende Stellung bei den Hindus läge. Diese Regierung würde die Landesverteidigung und die Außenpolitik besorgen, während aber gerade das Lebensmark nationaler Einheit. Ein Realist, so schloß der Sekretär, müsse anerkennen, daß die Frage heute nicht um das Warum des Pakistanstaates gehe, sondern nur noch um das Wie.

Der Präsident der Kongresspartei, Dr. Azad, erklärte dagegen aus, daß bei der jetzigen Lage in Indien jeder Versuch zur Errichtung einer zentralen und zusammenfassenden Regierungsgewalt zum Scheitern verurteilt sei. Ebenso werde sich ein Zerfall in Indien in zwei Staatskörper zu spalten, als Falschlag erweisen. Dr. Azad will, wie er sagte, erst dann an die „moslemadische Mehrheit zugunsten der selbständigen Moslemadensstaaten glauben, wenn eine Volksabstimmung eine solche Mehrheit ergeben habe. Eine bundesstaatliche Verfassung, wie sie die Kongresspartei plane, sei die einzig annehmbare Lösung für Indien. Hiernach würden alle Vollmachten, die nicht ausdrücklich der Bundesregierung vorbehalten seien, an die Einzelstaaten oder Provinzen fallen. Außerdem seien die Verwaltungsangelegenheiten der Bundesregierung in zwei Teile geteilt. Eine Anzahl müßte, andere könnten von ihr geregelt werden. Jede Provinz habe die Möglichkeit, einen Teil dieser Angelegenheiten selber in die Hand zu nehmen.

Zweifellos ist der Sinn dieses Plans die Austräumung moslemadischer Vorurteile gegen die indische Einheit. Die ganze Pakistanidee ist nämlich aus der Furcht

der Moslemadener vor einer Hinduvorherrschaft geboren, da die Hindus in der Zentralregierung die Mehrheit besitzen würden. Durch Gewährung weitgehender Selbstverwaltung wäre dieser Besorgnis die Grundlage entzogen. Gleichzeitig schloß diese Lösung, nach Dr. Azad, die Nachteile der moslemadischen Selbständigkeit, vor allem das Minderheitenproblem, aus. Provinzen mit moslemadischer Mehrheit könnten sich nach ihrer Eigenesetzlichkeit entwickeln und hätten außerdem die Möglichkeit, auf die Zentralregierung bei den Entscheidungen für Indien als Ganzes einen Einfluß auszuüben.

Zwei Vertreter der „Hindu Mahasabha“, das sind die orthodoxen Hindus, treten bei der Kabinettkommission für einen indischen Bundesstaat unter Wahrung der Unverletzlichkeit und Unteilbarkeit ein. Die Führer der Orthodoxen wünschten die sofortige Bildung einer indischen Zentralregierung aus Vertretern der politischen Parteien.

Außer den genannten Gruppen gibt es noch andere. Als „unabhängige Vorkämpfer“ für die Rechte der fünfzig Millionen „Unberührbaren“, der „kastentlosen“ Hindus, betrachtet sich der Bund der Unberührbaren unter Führung Dr. Ambedkars. Die Anhänger dieser Richtung erkennen Gandhi, der sich ebenfalls für die Ausgestoßenen einsetzt, als ihren Sprecher nicht an. Bekanntlich dürfen die „Unberührbaren“ die Kastengebühren nicht körperlich berühren, ja in manchen Teilen Indiens nicht einmal alle Straßen benutzen und kein Wasser aus dem gemeinsamen Brunnen schöpfen. Die Kinder der Kastentlosen können heute noch in manchen Schulen nur vor der Tür des Klassenzimmers sitzend am Unterricht teilnehmen. Die meisten „Unberührbaren“ führen ein elendes Leben. Sie stellen die Straßenröhler und die Geber, nach indischer Anschauung ein wertvolles Handwerk. Alle Kastentlosen gelten als unrein.

Außer den moslemadischen Gegnern des Pakistangedankens erschien am Dienstag bei der Kabinettkommission der Führer der Parsen. Die Parsen sind Feueranbeter und durch die „Türme des Schweigens“ bekannt. In denen sie ihre Toten den Ozean zum Fraße vorwerfen. Der Stamm der Parsen im Gebiet von Bombay zählt nur etwa hunderttausend Anhänger, ist aber als Kaufmannsvolk sehr wohlhabend, gebildet und daher einflußreich. Die indischen Fürsten wiederum sind für eine indische Selbstregierung unter der Voraussetzung, daß sie gehört werden und ihre dynastischen Rechte gesichert bleiben. Die meisten haben sich zugunsten eines lockeren Staatenbundes ausgesprochen.

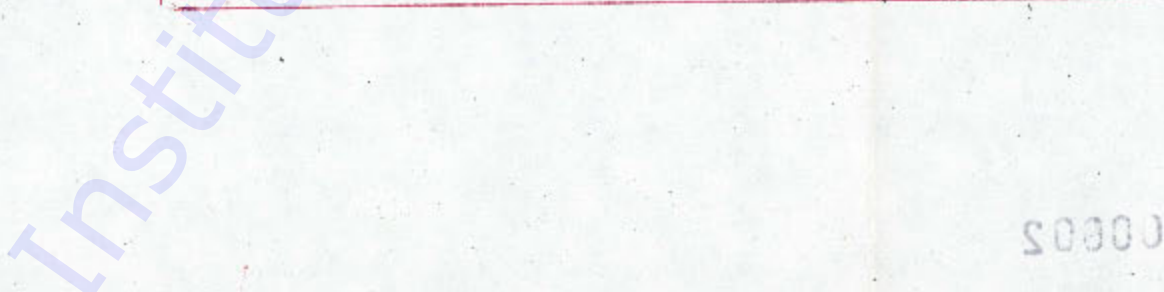
Nach der Besprechung bei den britischen Ministern wird eine Zusammenkunft zwischen Dr. Azad und dem Moslem Ghandi erwartet. In soll unmittelbar eine Konferenz des „Innenkabinetts“ der Kongresspartei folgen, dem Pandit Nehru und Sardar Vallabhbhai Patel angehören. Die Schwierigkeit und Langwierigkeit der Verhandlungen, vielleicht das ganze indische Problem, liegen eben weniger in den Beziehungen zwischen England und Indien als in denen der Indier untereinander.

benötigt worden wäre, die sich über die britisch-amerikanischen Begegnungen der Zusammenarbeit hinaus auf die Gesamtordnung der Weltwirtschaft beziehen. Sicher hat es Keynes in den letzten Jahren als schmerzlich empfunden, durch die Verhandlungen mit den Vereinigten Staaten, die im weiteren Sinne allerdings der ganzen Welt dienen, allzu stark gebunden zu sein, um sich mit seinem Intermittentem auch wissenschaftlich den neu entstandenen Fragen der Weltwirtschaft zu widmen.

Keynes hat in gewisser Hinsicht den „dritten Weg“ in der Nationalökonomie, wie ihn Prof. Rörke in Genf für möglich oder gar für allein gangbar hält, um die Welt vor wirtschaftlichen Katastrophen zu bewahren, schon in seinen ersten Büchern nach 1918 angedeutet, wenn er im „Ende des laissez-faire“ das wirtschaftliche Fazit des ersten Weltkrieges zieht und eine wichtige Debatte zwischen einer staatlich gebundenen Beherrschung der Produktionsfaktoren und einem freien Unternehmertum für notwendig hält. Er spricht von einem System, das deutlich die Spuren einer nicht nur wirtschaftlich, sondern auch philosophisch stark fundierten Geläuterung trägt. Wie sehr seine volkswirtschaftlichen Gedankengänge schon in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg seherlich den Problemen der Gegenwart zugewandt waren, beweist der Ernst, mit dem Keynes die Forderung der wirtschaftlichen Vollbeschäftigung zum Mittelpunkt aller wirtschaftlichen und sozialen Überlegungen gemacht hat und wie sehr die Fragen der Währung, der Finanzwirtschaft und des Außenhandels in ihren letzten Konsequenzen bei ihm in die Forderung der Vollbeschäftigung ausmünden. Er wagte es auch in diesem Zusammenhang, die klassische Goldwährung kritisch unter die Lupe zu nehmen, Jahre bevor die Weltwirtschaftskrise von 1929-33 die Augen darüber öffnete, daß der Ausgleich der Währungen mit tatsächlichen Goldbewegungen eine zu schwerfällige und unsichere Apparatur verlangte, um unter modernen Wirtschaftsverhältnissen fundamentale Gleichgewichtstörungen auf die Dauer zu beheben. Keynes hat die entsprechenden Folgerungen gezogen und auch auf dem Gebiet der Diskontpolitik als Mittel der Kreditlenkung den Willen zu einer Abkehr von überholten Vorstellungen entscheidend vorbereitet. Die Politik des billigen Zinses, die sowohl für die Vereinigten Staaten als auch Großbritannien nun schon seit mehr als einem Jahrzehnt gilt und besagt, daß eine starre Abhängigkeit des wirtschaftlichen Ablaufs von der Höhe des Zinssatzes unzeitgemäß ist, verdankt ihre Entstehung und wissenschaftliche Fundierung wesentlich Professor Keynes.

Der Einfluß dieser Ideen zeigt sich durch alle internationalen Besprechungen und Verhandlungen hindurch, die schon zwei Jahre vor Beendigung des Krieges ihren Anfang nahmen und schrittweise jene Abmachungen ermöglichten, die als der Vertragswerk von Bretton Woods in die Wirtschaftsgeschichte eingereiht werden. Es ist in Deutschland im allgemeinen wenig bekannt geworden, daß der erste Keynesische Währungsplan vom Frühjahr 1943 durch umfassende Zusatzpläne, wie den über die Bildung eines internationalen Rohstoffpools, eines Investment-Ausschusses für die Finanzierung des Kapitalbedarfs rückständiger oder verarmter Länder, sowie die Errichtung eines internationalen Wirtschaftsausschusses zur Förderung langfristiger Investitionen im Interesse der Weltwirtschaft ebenfalls von Keynes stammen und, wenn auch nicht in allen Teilen verwirklicht, so doch ergänzende Anregungen für die vorher in Bretton Woods getroffenen Vereinbarungen vermittelt.

Der Tod von Lord Keynes ist, wie Lindsey Fraser, der Londoner Rundfunkkommentator, in einer ersten Würdigung des Verstorbenen ausführte, eine tragische Folge des Krieges. Keynes habe immer sein Bestes gegeben, ohne sich zu schonen, selbst in einem kleinen Kreise von Fachkollegen, bei Diskussionen über fernliegende Themen der theoretischen Nationalökonomie habe er alle seine Energien spielen lassen, seinen Witz und seinen Charn, seine ganze bezwingende Persönlichkeit. Wäre Keynes am Leben geblieben, wäre er nach Fraser auch weiterhin ein unerschrockener Spender in unerforschten Gebieten der volkswirtschaftlichen Theorie gewesen; er habe den unfruchtbareren Dogmatismus und engherzigen Starrsinn bekämpft, und er wäre ein Anwalt des Volkes gewesen gegen die eingewurzelten Kräfte der Bürokratie und der Trägheit. R. A.



25-3127-4

# „Frontstadt Berlin“ / Von Klaus Lemmer

Die letzten Tage der „Reichshauptstadt“

(Schluß)

Kurz vor der Cornelius-Brücke müssen wir über eine Panzersperre. Es dauert lange, bis unsere ergrauten Familienväter ihre alten Knochen über die Barrikade gebracht haben. Aus der Gegend des Lützowplatzes kommen SS-Leute zurück. Rot dem Tosen und Bröhnen, das in der Luft liegt, verstehen wir nicht, was sie uns zuzurufen. Wir klettern über die Sperre der Cornelius-Brücke und finden in dem brennenden Tiergartenviertel nun nicht in welcher Richtung wir weiter sollen. Der Stabsintendant tut, als wisse er glänzend Bescheid, und wir merken erst später, daß er Berlin überhaupt nicht kennt.

Der immer dichter werdende Qualm, Rauch und Staub läßt nichts mehr deutlich erkennen. In einer Straße steht ein Munitionsfahrzeug. Einzelne rennen wir daran vorbei. Nach allen Seiten spritzt glühende Splitter und Geschosse. Endlich sind wir im Tiergarten. Viele Fahrzeuge stehen unter den Bäumen, gegen Fliegerfeuer getarnt. Sie haben keinen Schutz. Das Artilleriewerk ruht in den Lüften, tobt in den Bäumen, wühlt in der Erde. Wir kommen nur langsam vorwärts. Hinter den runden Steinbänken mit den Standbildern der Kurfürsten und Markgrafen suchen wir Deckung. Ueber uns splittern die Äste. Nicht hinter mir stürzt ein marmorner Hofmann von seinem Postament und begräbt einen Landskerl unter sich.

In einem Transformatorhäuschen sammelt sich ein Teil der Kompanie. Wir hocken auf dem Boden und horchen auf die nahe und ferne Brandung des Feuers. Das leichte Gebäude zittert und bebt.

Eine halbe Stunde später finden wir uns in dem Fußgänger-tunnel am Großen Stern wieder. Die Passage ist gesperrt, da sich in der Mitte ein hoher Stab verbarrt hat. Auf dem Boden steht das Wasser flüchtig. Unser Stabsintendant sucht immer noch den zuständigen Kommandanten, der uns neue Befehle geben soll. Schwarzig Spaten aus Blech stehen bereit. „Und drüben glühen die Rohre“, sagt einer.

Endlich etwas Neues: „Melden in Bellevue!“ Wie die Irren, rennen wir über die Charlottenburger Chaussee. Die Russen sollen schon am Brandenburger Tor sein. Den Umweg in der Deckung der Siegessäule zu machen, ist das starke Feuer wegen unpraktisch. Die Spaten sind natürlich stehengeblieben.

Am Straßenrand steht ein einsamer Fieseler-Storch. Einer sagt: „Der wartet auf den Führer.“

## Sekt und Schlagermusik

Im Westflügel des Schlosses steigen wir in den Keller und finden gemütliche Räumlichkeiten mit Teppichen und Sesseln. Wir sind zwar nicht die ersten, aber der Platz reicht. Ein SS-Mann spielt auf einem Flügel neue und alte Schlager. Kekse sind noch da, und die letzten Flaschen Schaumwein machen die Runde. Alles in allem ein erfreulicher Aufenthalt. Nur der Stabsintendant findet ihn nicht erfreulich. Er rennt umher und sucht den Befehlshaber, bei dem er sich melden soll.

Schließlich kommt einer auf die Idee, daß in dem Befehl vielleicht gar nicht das Schloß, sondern der Bahnhof Bellevue gemeint sei. Wir laufen über die große Freitreppe durch den Mittelbau und kommen hinten auf einer Terrasse heraus. Hier sind die Einschläge im Moment nicht so zahlreich, und wir können etwas ruhiger über die Wiese zum Bellevue-Ufer gehen. Die Räume unter dem Bahnhof sind ziemlich bombensicher. Es hat den Anschein, als seien die Russen auf dem anderen Spreerfer. Abwehrschar sind zwei Mann damit beschriftet, mit Hammer und Kreuzhacks die Mauer zum Schloßpark abzutragen, um uns einen Fluchweg zu sichern. In der ganzen Kompanie ist keine einzige Waffe, nicht einmal eine alte Pistole.

Nach einiger Zeit kommt der Stabsintendant zurück. Hier ist überhaupt kein höherer Offizier mehr, der eine Kommandogewalt hat. Wir hören von einem Verpflegungslager, das in zwanzig Minuten in Brand gesteckt werden soll. Zeitlich Mitternacht werden dorthin geschickt, die anderen kehren ins Schloß zurück. Nicht lange danach treten auch schon die zehn Mann vom

am Himmel. Rot spiegelt sich der Widerschein der Brände in der dunstigen Atmosphäre. Alles hat einen Schein ins Rötlich-Graue. Auch die sonst strahlend weißen Schwärmer leuchten rötlich, wenn sie eines der dicht über dem Tiergarten hinfliegenden deutschen Flugzeuge erfassen. Sprühend steigen die Feuersäulen auf, wenn Geschosse der Stalin-Orgel in der Nähe einschlagen. Schummernde Perlenschleier gleich zieht sich die Leuchtspur der Schnellfeuerkanonen von den Plaktürmen nach allen Richtungen. Das Feuer der schweren Geschütze auf dem westlichen Turm erleuchtet blitzartig die ganze Gegend. Plackernd steigen im Umkreis weiße und farbige Leuchtkekse.

Nach der ersten Ablösung geht es in unserem Keller eine Überraschung: jemand hat eine Kiste mit Schaumwein entdeckt.

Dunkelrot geht die Sonne über dem rauchenden Ruinenfeld auf. Ein erhelltes Ringen um die letzten Meter deutschen Bodens neht an. Irgendwo soll ein deutscher General Verhandlungen angeknüpft haben.

## Der hilflose Kompanieführer

Gegen Mittag wird die Lage kritisch. Die Russen sind im Kleinen Haus des Staatstheaters und im Eden-Hotel. Lebhaftes Infanterie-Feuer, gellendes Bersten der Handgranaten. Schreie Sterbender. Unser Leutnant ist völlig hilflos: er war noch nie im Einsatz und hat noch nie eine Kompanie geführt. So fragt er mich, was er tun soll. Ich schlage vor, uns auf die Zooanlage zurückzuziehen. Doch das ist gegen seinen Befehl. So lasse ich wenigstens das MG in einem Fenster des ersten Stockes nach der Bodepeter Straße in Stellung bringen. Die Gewehrschützen werden an die übrigen Fenster verteilt, zum Teil liegen sie als Reserve auf der Treppe in der Horek-Kloidekasse, sind noch der General mit seinem Gelechtsrad, und im Pumpenraum des Aquariums ist noch eine Funkstation.

Am späten Nachmittag endlich verläßt der General mit seinem Stab das Nachbarhaus. Die Funker folgen. Wir sind völlig im Ungewissen, als ein Melder erscheint und im Auftrag irgendeines Kompaniekommandanten den Befehl überbringt, solange zu warten, bis wir von SS abgelöst werden. Dann sollen wir zum Aquarium aus in großem Bogen durch den Zoo eine HKL bis zum östlichen Plakturm bilden. Ein Unternehmen, das von vornherein zum Scheitern verurteilt sein muß, da außer mir niemand einen Spaten hat und das Feuer der gesamten russischen Artillerie und Weifer auf dem Garten liegt. Die SS-Kompanie tritt laisätzlich ein. Sie kommt von der Gedächtniskirche, die bereits vom Gegner besetzt ist. Blutigrot, düster und glanzlos geht die Sonne unter.

Wir sammeln uns an der großen Freitreppe zum Zoo mit dem steinernen Riesentigerbeizer. Wir wollen zunächst in den gegenüberliegenden Löwenkäfig, dessen mächtiger Steinaufbau ziemlich steher aussieht. In dem Stübchen des Raubtierwärters merken wir, daß der Felsenklotz unten hoch ist.

Der Leutnant besteht darauf, daß wir wenigstens den Versuch machen, die behelmte HKL aufzubauen. Ich steige mit dem MG-Schützen auf einen der künstlichen Berge. Sofort schlägt uns das Feuer russischer Scharfschützen entgegen, die irgendwo in den Bäumen stecken. Der MG-Schütze ist gleich tot. Ich mache dem Leutnant erneut Vorhaltungen. Jede Minute kostet das Dikt von Kameraden. Er weist darauf hin, daß die Kameraden im Aquarium erst recht verloren sind, wenn wir uns zurückziehen. Die übrige Kompanie hat eigenes Denken völlig aufgegeben. Sie wartet nur, daß man ihr etwas befiehlt.

Ich gehe mit einem Unteroffizier, der noch einen Rest von Vernunft behalten hat, hinaus um uns über diese wahnsinnig befohlene HKL, schussig zu werden. Wir finden einen ausgekauerten Graben, der hellweg zum westlichen Plakturm führt. Er ist für eine Verteidigung

nach Westen hin eingerichtet während wir Schutzrichtung nach Osten haben sollten. Aber wir lassen den Graben verfallen besetzen. Er führt an einem halb in die Erde gebauten Raum vorbei, in dem verschiedene Wasserleitungen von einer Hauptleitung abzweigen. Von hier beobachtet ich die Ruinen bei der Gedächtniskirche, dort scheint irgendwo sehr hoch ein russisches MG zu liegen. In der Dämmerung kommen erst einzeln, dann immer mehr die SS-Gewandete zum dem Aquatium zurückzulaufen. Ich springe hoch und rase durch das Gurgeln, Pfeifen und Zischen zum Leutnant in den Löwenkäfig. Entweder gibt er den Befehl zum Zurückgehen, oder ich tue es. Er zuckt die Achseln. Da renne ich wieder hinaus und brülle den Kameraden im Graben zu: „Sammeln im Plakturm!“

Vor mir schließt eine Stichflamme mit blendendem Licht empor. Ein ohrenbetäubendes Bersten zerplatzt mit dem Atem. Mit gewaltigem Satz springe ich in ein tiefes Loch. Ein stechender Schmerz im rechten Fuß. Also hat es mich doch noch erwischt.

## Das Ende im Plakturm des Zoo

Jetzt ist mir alles gleichgültig. Durch die Feuerbäume der Granatwerfer neblige binke ich zum Plakturm, der sich düster im fahlen Licht der Leuchtkekse erhebt. Ich falle über einen Menschen, der zuckt und doch schon tot ist. Meine Luftröhre brennt. Gewehrkugeln pfeifen über mich hinweg. Ich komme an einer Gruppe vorbei, die dabei ist, eine neue Stellung fünfzig Meter vor dem Bunker zu bauen. Sie wollen nicht glauben, daß sie jetzt die letzten hier sind. Ich torkele weiter. Plötzlich bin ich am Bunker. Panzerdüren schwingen auf und zu Strahlendes Licht. Bedäugende Stille. Jeder Lärm wird von den gewaltigen Betonmauern verschluckt.

Eine große Halle mit vielen Landsern. Eine breite Treppe. Auf dem Absatz arbeiten sarkhöch und handwerksmäßig zwei Ärzte und ihre Gehilfen. Während ich warte, beobachte ich das Treiben in der Halle in der Mitte steht ein Fliegergeneral. Später erfahre ich seinen Namen, es ist General vom Stief, der Kommandeur der Flakdivision. Er leitet alle Bewegungen dort unten. Es geht unheimlich automatisch zu. Ununterbrochen strömen Soldaten von draußen herein. Sofort werden sie zu Zügen von fünfzig Mann zusammengestellt, einer wird als Zuführer bestimmt, dann werden Veranlegung und Panzerfäuste verteilt. Gewehre gibt es nicht. Mit einem bestimmten Ziel wird der Zug hinausgeschickt.

Der leise sturende Fahrstuhl bringt mich in den vierten Stock. Alles ist überfüllt. Überall auf Gängen und Treppen liegen Verwundete und Zivilisten, Frauen und Kinder. Hier und da ein „Goldfasser“ in voller Uniform. Man bekommt eine gewaltige Portion Nudeln, dann suche ich mir erst einmal einen Winkel zum Schlafen.

Ich weiß nicht, nach wieviel Stunden ich wieder erwache. Es wird gerade der Wehrmachtbericht verlesen: „Eine um den Führer geschart, hatten die tapferen Verteidiger der Reichshauptstadt auf ihrem Posten aus“ — oder so ähnlich. Ein andermal wird berichtet, Hitler sei an der Spitze eines Stoßtrupps gefallen.

Nach einiger Zeit wird die Besetzung des Turmes durch Lautsprecher zum Kommandeur befohlen. Der General verkündet seine Absicht, während der Dunkelheit einen Ausbruch nach Westen zu versuchen, um sich mit der „Armer Wenck“ zu vereinigen. Der Turm wird zum Lazarett erklärt, ein Oberstabsarzt zum Kommandanten ernannt. Obwohl durch den Lautsprecher immer wieder zur Ruhe ermahnt wird, herrscht ungeheure Aufregung. Was werden die nächsten Stunden bringen? Kinder weinen, Frauen jammern. Die „Goldfasser“ sind in der Menge verschwunden. In einer dunklen Ecke haben ihre braunen Uniformen. Eine Gruppe junger Mädchen in Uniform bewaffnet sich. Sie wollen sich der abrickenden Besatzung anschließen.

Dann beginnt ein unruhiges Warten. Stunde um Stunde. Wellen und Meer auf werden ins Redegeschob geschickt. Ein Maler ist dabei, ein großes Rotes Kreuz an die Wand zu pinseln.

Ganz plötzlich sind die ersten Russen da. Das Kommando über den Turm übernimmt ein russischer Stabsarzt.

## Ein gut gelaunter amerikanischer Professor

von der Wall vor Berlins Studenten

Der deutsche Student hat heute das große Bedürfnis, mit allen jenen Dingen, die seiner Blicken durch die einseitige Propaganda der vergangenen Jahre und durch den Krieg selbst entzogen oder entzogen wurden, um durch eigene Anschauung sich ein Bild der Welt zu machen. Es ist daher begreiflich, daß die Berliner Studenten zum Beispiel brennend gern wissen wollen, wie das Hochschulleben in jenen Staaten aussieht, deren Jugend sich rühmen kann, Freiheit und Demokratie vertriebt zu haben.

Wir Studenten der Arbeitsgemeinschaft der Universität Berlin hatten daher die amerikanische Besatzungsbehörde gebeten, uns einen Wissenschaftler zu nennen, der vor uns unser Universitäts- und Bildungsleben in Amerika sprechen könnte.

Auf unsere Bitte hin erschien also eines Tages in einem bis auf den letzten Platz besetzten Hörsaal Herr Professor von der Wall von der Universität New York. Vor uns stand auf dem Podium ein Mann mit grauem Haar und einer Brille, gekleidet in der unaufdringlichen Uniform seines Landes, steckte die Hände in die Hosentaschen und lächelte uns an. Und dann begann dieser Mann zu sprechen, in seiner lebendigen Art und mit jenen frischen amerikanischen Humor, der jedesmal den Kern der Sache traf und eine besondere Form des Lehrers darstellt, wie wir sie hier in unserem Lande nicht kennen. „Was vergangen ist, darüber wollen wir in diesem Augenblick hier nicht nachdenken, sondern über dasjenige, was jetzt zu tun ist.“ Das waren seine ersten Worte, die sofort die Verbindung mit dem Auditorium herstellten.

Professor von der Wall erzählte zunächst von amerikanischen Schulwesen und von dessen Dezentralisation. Er berichtete, daß es zwar Richtlinien aus Washington gäbe, daß diese aber nicht verfügt, sondern empfohlen werden. „Nicht befehlen und gehorchen, sondern zusammenarbeiten ist das Prinzip der amerikanischen Schule.“ Dabei aber ist man sich über die Voraussetzungen eines vernünftigen Unterrichts einig.

„Schule und Universität sind bei uns in Amerika kein Begräbnis. Freundschaft und Fröhlichkeit und Ungezwungenheit zwischen Lehrer und Schüler sind bei uns die Devise. Wenn z. B. die Mathematik bei manchen Schülern ungeliebt ist, so kann das nur davon herühren, daß ein schlechter Pädagoge sie gelehrt hat. Man kann alles, auch die Mathematik so lehren, daß es hineingeht wie süßer Kuchen. Wer Angst hat, kann nicht denken, wer nicht denken kann, kann nicht zusammenfügen und entwickeln.“ Es seien noch einige andere Anmerkungen aus dem Vortrag des Herrn Professors mitgeteilt. So sagte er: „Wenn man bei uns nach Hause kommt, sagt man Hallo, wenn man geht, sagt man gar nichts. Das ist einfach und bequem. Von Unhöflichkeit kann dabei nicht die Rede sein. Mit der Phrase: mein teurer Herr Vater oder Herr Professor (dabei verbeugte er sich tief und kreuzte die Arme auf der Brust), damit ist gar nichts getan.“ — Oder: „Was ist ein Diplom? Ein Beweis, daß einer nicht mehr weiterlernen wollte!“ — Oder: „Man muß Freundschaft untereinander halten. Wenn mein Sohn nicht mein Freund ist, nutzt es gar nichts, wenn ich mich rühme, sein Vater zu sein.“ — „Ein Wissenschaftler oder ein Künstler ist noch kein gebildeter Mensch. Erst wenn er sich selbst als ein nützliches Mitglied der Gesellschaft ansahen kann und sich deren sozialen und humanitären Forderungen unterwirft, ist er wahrhaft gebildet.“

Und dann hörten wir von ihm ausführlich, wie sich der amerikanische Student sein gesellschaftliches Leben gestaltet, daß er während seines Studiums irgendwoanders zu Hause ist als in der Universität.

Keiner von den deutschen Kommilitonen konnte ein schwärzliches Gefühl unterdrücken, als von der Wall von den glänzenden Bedingungen sprach, die dem amerikani-

80000

